

Diskussion

PÉTER MAITZ und KRISZTIÁN TRONKA

BRAUCHEN – PHONOLOGISCHE ASPEKTE DER AUXILIARISIERUNG¹

I. Problemstellung

Es dürfte inzwischen als allgemein akzeptierte linguistische Tatsache gelten, dass sich das Verb *brauchen* im Deutschen allmählich der Klasse der Modalverben anschließt. Die Abspaltung einer grammatisch spezialisierten, modalen Funktion des Vollverbs lässt sich als Grammatikalisierungsprozess beschreiben, als dessen Folge das Lexem *brauchen* allmählich die charakteristischen morphologischen, syntaktischen und semantischen Eigenschaften der Modalauxiliare annimmt (vgl. dazu ASKEDAL 1997).

Die Tatsache, dass das Verb *brauchen* in den meisten grammatischen Darstellungen – mit Ausnahme von ENGEL (1991, 463) und WEINRICH (1993, 300–301) – zunächst nur unter Einschränkungen zu den Modalverben bzw. zur Modalverbperipherie gerechnet wird (vgl. etwa GELHAUS 1995, 92; ZIFONUN u. a. 1997, 1276–1278; EISENBERG 2004, 90–91), lässt sich zum Großteil darauf zurückführen, dass die Grammatikalisierung des Verbs zum Modalauxiliar bis zum heutigen Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen ist, so dass *brauchen* in seiner modalen Verwendungsweise heute noch eine synchron fassbare Variation zeigt: Sein morphologisches und syntaktisches Verhalten kann bei modaler Verwendung sowohl mit dem der Vollverbvariante – wie in (1) – übereinstimmen als auch typisch modalverbspezifische Merkmale – wie in (2) – zeigen:

- (1) [...], dann *braucht* sich niemand mehr Sorgen *zu machen*. (Blogbeitrag <<http://rss.germanblogs.de/tag/sorgen>>, Stand: 25.09.2009)
- (2) Wenn Du ihm einfach sagst er *brauch* es nicht *machen*, muss er am nächsten Tag in der Schule die Sache ausbaden. (Diskussionsforum <<http://de.answers.yahoo.com/question/index?qid=20070619053152AAvwT4n>>, Stand: 25.09.2009)

Das wohl stärkste Argument gegen eine vorbehaltlose Zuordnung des Verbs zum Kernbestand der Modalverben stellt darüber hinaus die Tatsache dar, dass der modale Gebrauch von *brauchen* – in striktem Gegensatz zu allen anderen Modalverben – nach wie vor ausschließlich auf kommunikative Einheiten mit negativem oder einschränkendem Charakter beschränkt ist:

- (3) Du *brauchst nicht/nicht einmal/nur* zu unterschreiben.
- (4) *Du *brauchst* zu unterschreiben.

Die linguistische Forschung hat der Grammatikalisierung bzw. Modalisierung von *brauchen* in letzter Zeit relativ viel Aufmerksamkeit geschenkt (vgl. etwa ASKEDAL 1997; GIRNTH 2000, 115–136; LENZ 1996 etc.). Im Mittelpunkt des Interesses standen allerdings bislang ausschließlich die morphologischen, syntaktischen sowie semantischen Aspekte des Phänomens.

Eine systematische Auseinandersetzung mit dem aktuellen Forschungsstand bzw. sämtlichen relevanten Aspekten des Phänomens kann und will sich dieser Beitrag nicht zum Ziel setzen.

¹ Für wertvolle Hinweise und Kommentare zu früheren Fassungen dieses Beitrags danken wir STEPHAN ELSPASS, STEFAN KLEINER, WERNER KÖNIG und KATALIN MÁDY. Für die Bereitstellung von Korpusdaten sind wir PETER AUER und STEPHAN ELSPASS zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Alle Fehler und Mängel im Text müssen wir natürlich selbst verantworten.

Stattdessen wollen wir uns im Folgenden einem einzigen Aspekt der Problematik: dem – auch in (2) erkennbaren – Wegfall des Flexionsgrammems *-t* in der 3. Person Singular Präsens Indikativ zuwenden. Dabei soll ein bislang weitgehend vernachlässigter Zusammenhang im Fokus stehen: der phonetisch-phonologische Hintergrund der flexionsmorphologischen Integration des Verbs in das Paradigma der Modalverben.

2. Der Ausgangspunkt

Die bislang ausführlichste und gedankenreichste, auch empirisch am solidesten fundierte Analyse zur morphologischen Paradigmatisierung von *brauchen* wurde – soweit uns bekannt – von GIRNTH (2000, 115–136) vorgelegt. GIRNTH hat im Rahmen seiner Untersuchungen nicht nur eine komplexe morphologische Beschreibung des Phänomens geliefert, sondern auf Grund von Befragungen im westmitteldeutschen Dialektgebiet auch die areale Progression des *t*-Ausfalls zu erfassen versucht. Seine Analysen sollen daher als Ausgangspunkt für die nachfolgenden Überlegungen dienen.

Den tendenziell zunehmenden Ausfall des Flexionsgrammems *-t* in der 3. Person Singular interpretiert (auch) GIRNTH als einen rein morphologischen Prozess, der aus der Angleichung von *brauchen* an das Paradigma der Modalverben resultiert (2000, 120). Dieser Ausfall des *-t* führt zusammen mit der in der gesprochenen Sprache ebenfalls üblichen Tilgung der Flexionsendung *-e* in der 1. Person Singular zu einem Ausgleich der Flexionsformen in der 1. und 3. Person, so dass sich auf diese Weise eine vollständige paradigmatische Endungsidentität von *brauchen* mit dem Kernbestand der Modalverben ergibt (vgl. auch ASKEDAL 1997, 60). Dass der Ausfall des Flexionsgrammems *-t* tatsächlich infolge morphologischer Angleichung an das Paradigma der Modalverben zustande kommt, sieht GIRNTH – genauso wie übrigens DIEWALD (1997, 116) – auch dadurch bestätigt, dass „der Ausfall des Flexionsgrammems *-t* in der 3. Person Singular sonst bei keinem Verb beobachtet werden kann, dessen Wortstamm auf einen velaren Spiranten auslautet“ (GIRNTH 2000, 120). In einem nächsten Schritt analysiert GIRNTH die areale Progression des *t*-Ausfalls auf der Basis von einschlägigen Daten des „Mittelrheinischen Sprachatlases“ (MRhSA) sowie seiner eigenen Erhebungen und kommt dabei unter anderem zu dem Schluss, dass die morphologische Paradigmatisierung zunächst die Modalverbverwendung erfasst und anschließend auf die Vollverbverwendung übergreift (vgl. GIRNTH 2000, 132). Auf mehrere Detailfragen seiner diesbezüglichen Argumentation kommen wir weiter unten noch zurück (vgl. Kap. 4).

Vor dem Hintergrund dieser Befunde von GIRNTH wollen wir im Folgenden einen alternativen Beschreibungs- und Erklärungsansatz vorstellen und im Zusammenhang damit auch aufzeigen, warum und an welchen Punkten wir die oben dargestellte Argumentation für problematisch halten. Unsere Grundthese besagt, dass der Ausfall des Flexionsgrammems *-t* in der 3. Person Singular – genauso wie auch die Tilgung des *-e* in der 1. Person Singular – einen primär phonetisch-phonologisch, nicht aber morphologisch gesteuerten Prozess darstellt – selbst wenn die Tilgung dieser Laute zweifelsfrei auch morphologische Konsequenzen hat.

3. Diskussion

Wie aus dem oben skizzierten Gedankengang hervorgeht, begründen GIRNTH und DIEWALD ihre Annahme, dass die *t*-Tilgung in *brauch(t)* das Resultat einer analogischen Eingliederung in das Flexionsparadigma der Modalverben sei, phonologisch, nämlich mit dem außer beim Verb *brauchen* angeblich nicht vorkommenden Ausfall des finalen Flexionsgrammems *-t* nach dem velaren Frikativ als stamfinalen Konsonanten: Da in diesem morphologischen und phonologischen Kontext der auslautende Konsonant im Allgemeinen nicht getilgt werde, könne der *t*-Schwund nur damit erklärt werden, dass das Grammeme *-t* in der 3. Person Singular infolge einer morphologischen Angleichung von *brauchen* an das Paradigma der Modalverben nicht erscheint (vgl. DIEWALD 1997, 116).

Zum einen scheint es nun unter wissenschaftsmethodologischem Aspekt ein nicht ganz unproblematisches Unterfangen zu sein, die „morphologische“ Motiviertheit eines Phänomens mit einem „phonologischen“ Argument untermauern zu wollen. Sollte es sich bei der *t*-Tilgung tatsächlich um ein rein morphologisch gesteuertes Phänomen handeln, so dürfte dabei die lautliche Distribution eigentlich keine Rolle spielen. Davon abgesehen bleibt der Autor die Ausführung und Begründung seines phonologischen Arguments schuldig. Es ist nämlich auf den ersten Blick nicht ganz klar, was genau den *t*-Ausfall ausgesprochen nach stamminalem velarem Frikativ verhindern sollte. Eine solche Annahme ließe sich auch universalphonologisch schwer begründen: Die Sequenz „Ach“-Laut + *t* bildet genauso eine verzweigende Koda wie alle Frikativ-*t*-, allgemeiner Obstruent-*t*-, noch allgemeiner Konsonant-*t*-Abfolgen, die universell weniger wohlgeformt sind. Dieser Sachverhalt spiegelt sich beispielsweise in VENNEMANN'S Koda-Gesetz wider, nach dessen Punkt (a) eine Silbenkoda umso mehr präferiert wird, je weniger Laute in ihr vorhanden sind (VENNEMANN 1988, 21). Und da beim Sprachwandel oft dispräferierte Formen durch präferierte abgelöst werden, ist eine Vereinfachung komplexer Kodas eine erwartbare Entwicklung und kann tatsächlich in vielen Sprachen beobachtet werden. Aus VENNEMANN'S Beispielen geht hervor, dass diese Kodareduzierung interessanterweise oft zum Schwund eines finalen *t* führt, vgl. die Vereinfachung der Kodasequenz *nst* auf den bloßen Koronalnasal im Sanskrit *adan* 'essend', die sich immer mehr verbreitende Aussprache der Verbformen *kept*, *slept*, *fist* und *dentist* ohne finales *t* im heutigen Englisch, oder den Schwund des auslautenden *t* (und *d*) im Afrikaans, vgl. *konflik* vs. *konflikte*, *resep* vs. *resepte*, *kuns* vs. *kunste* neben *hoof* vs. *hoofde*, *voog* vs. *voogde* (vgl. VENNEMANN 1988, 21–22). Zwar wird das auslautende *t* in diesen Wörtern im Deutschen (wie auch im Niederländischen) durchgehend beibehalten (vgl. resp. *Konflikt*, *Rezept*, *Kunst*, *Haupt* und *Vogt*), diese allgemeine Resistenz bedeutet jedoch nicht, dass keine umgangssprachliche *t*-Tilgung im Deutschen möglich wäre. Dagegen sprechen zunächst historische Belege, die davon zeugen, dass *t*-Schwund am Silbenende vorzugsweise nach Obstruenten in der Entwicklung des Deutschen bereits seit dem 12. Jahrhundert beobachtet werden kann:

Schwund eines /t/ zur Reduzierung von dreifacher Konsonanz kommt seit dem 12./13. Jh. vor, z. B. *ernestlich* > *erneslich*, *lustsam* > *lussam*, *geistlich* > *geislich*. (PAUL 2007, 167, § L116; vgl. auch S. 140, § L81)

Schwund des *t*, auch des Flexivs der 3. Pers. Ind., begegnet gesamt[frühneuhochdeutsch] in direkter und indirekter Finalstellung mit auffällender Häufigkeit. [...] Beispiele bilden nach *ch*: *nich*, *rech*; nach *f*: *kauf*, *schif*; nach *g*: *klag*, *sag*; nach *k*: *geschik*, *werk*; nach *n*: *tausen*, *mon*; nach *r*: *schwer*, *hunder*; nach *s*: *kuns*; nach *z*: *sez*, *siz*. (REICHMANN / WEGERA 1993, 97, § L47; Hervorhebung von uns – P. M., K. T.)

In ähnlicher Weise sind Fälle bzw. Reflexe der *t*-Tilgung in Finalstellung auch im 19. Jahrhundert, in Privatbriefen von Schreiberinnen und Schreibern aus verschiedenen Dialektregionen belegt: ELSPASS (2005, 440–441) konnte den Ausfall von finalelem *t* vor allem in Kurzwörtern wie *jetzt* und *nicht*, darüber hinaus aber auch in verschiedenen Verbformen und Substantiven nachweisen. Besondere Beachtung verdient in unserem Zusammenhang die Tatsache, dass unter den von ihm angeführten Belegsätzen (ELSPASS 2005, 441) auch solche vorkommen, in denen das *t* in Verben mit stamminalem velarem Frikativ getilgt wird („*Wir haben Gedach...*“, „*Gutt Ausgemach.*“).

t-Schwund ist jedoch nicht nur ein historisches Phänomen, sondern lässt sich auch im gesprochenen Gegenwartsdeutsch vielfach beobachten. So etwa im südwestlichen Bairischen, südöstlich von Augsburg, wo der Ausfall des finalen *-t* vielfach, in verschiedenen Verbformen belegt ist; vgl. *kimpsch/kimp*² '(du) kommst/(er) kommt' (vgl. KÖNIG / RENN 2007, 83), *gsågg/gsògg* 'gesagt'

² Die Verbform *kimp* ließe prinzipiell auch die Erklärung zu, dass es sich hierbei nicht um eine *t*-Tilgung, sondern um eine progressive Assimilation handelt, bei der das finale *t* an den vorangehenden bilabialen Nasal assimiliert wird. Demgegenüber soll hier jedoch der Standpunkt vertreten werden, dass wir es beim *p* in *kimp* mit einem nach bzw. infolge der *t*-Tilgung sekundär eingeschobenen Plosiv als Stützverschluss, d. h. einem Auslautzuwachs nach dem Muster mhd. *nieman* > nhd. *niemand*, mhd. *selb(e)s* > nhd. *selbst* zu tun haben – genauso wie das *p* auch in *kimpsch* erst epenthetisch eingeschoben wird.

(vgl. RENN / KÖNIG 2006, 84–85). Eine eingehende Analyse zur arealsprachlichen Tilgung von *-t* im Flexionssuffix der 2. Person Singular, wie sie in einer Reihe von mittel- und oberdeutschen Dialekten beobachtet werden kann (vgl. *hesch, hasch, hos* und *has* zu standarddt. *hast*), findet sich in HERRGEN (2005). In ähnlicher Weise beschreibt auch MEINHOLD (1973) eine *t*-Tilgung im heutigen Deutsch, die bestimmte Wörter (vor allem *nicht, ist, jetzt; und, sind, sonst* sowie mit gewissen Einschränkungen *bist, längst, vielleicht*) betrifft (vgl. auch KOHLER 1995, 216), und die in der „hohen Formstufe“, d. h. in formellen Registern zwar so gut wie unmöglich, auf den „Gesprächsstufen“ dagegen weit verbreitet ist, und in der „lässigen Formstufe“, d. h. in der informellen mündlichen Alltagskommunikation sogar die einzig mögliche Ausspracheform darstellt. Der Autor kommt bei seinen Untersuchungen sogar zu dem Schluss, dass die *t*-lose Aussprache der Wörter *ist, jetzt, sonst* und *nicht* sowie mit gewissen Einschränkungen die von *und* auf diesen Formstufen geradezu die Norm darstelle sowie im Gegenwartsdeutschen eine Tendenz zum Aufstieg der Formen ohne *t* in höhere Formstufen bestehe (MEINHOLD 1973, 109–110).

Von den bei MEINHOLD (1973) aufgelisteten Wörtern ist die Tendenz zur *t*-Tilgung besonders bei *is(t)* und *nich(t)* auffallend. Die im Rahmen des IdS-Projekts „Variation des gesprochenen Deutsch: Standardsprache – Alltagssprache“ erstellte einschlägige Karte zeigt, dass in den alten Bundesländern Deutschlands die *t*-lose Aussprache von *ist* deutlich überwiegt (vgl. Abb. 1): Es lässt sich keine einzige Region finden, wo in der gesprochenen Alltagssprache die Dominanz des *t*-Erhalts registriert werden könnte. Selbst in den südwestlichen Regionen, wo anstelle des alveolaren Frikativs ein postalveolares *sch* gesprochen wird, wird das finale *t* eliminiert. Die einschlägige Karte zu den *nicht*-Realisierungen zeigt bereits ein etwas bunteres Bild (vgl. Abb. 2). Im nördlichen Teil der alten Bundesrepublik wurde fast ausschließlich die Form *nich* registriert, im Südosten (in Bayern) überwiegt hingegen *net*, für den Südwesten (Baden-Württemberg und die südlichen Teile von Rheinland-Pfalz) ist dagegen eine etwas größere Variation vor allem zwischen der *t*-losen gesamtdeutschen und der dialektalen Negationspartikel charakteristisch, wobei an

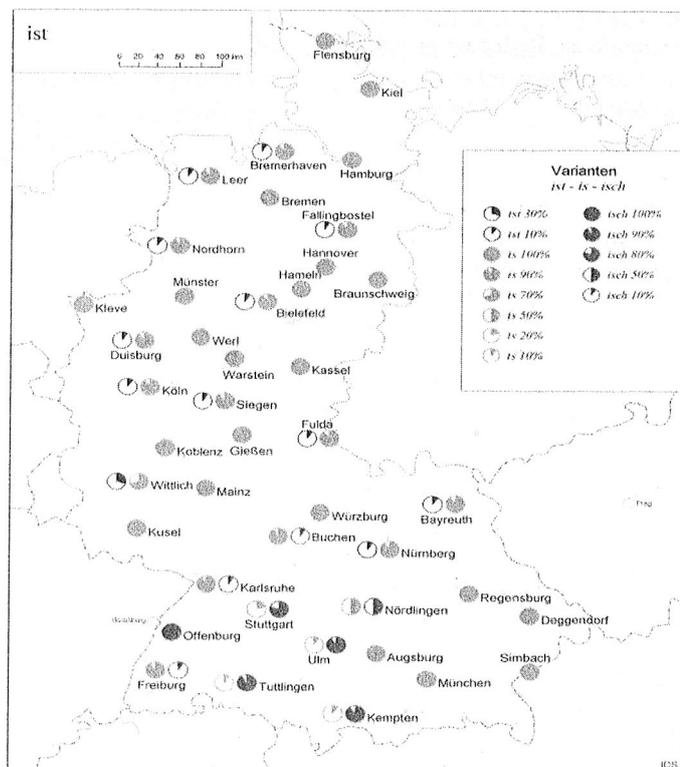


Abb. 1: Die regionalen Varianten von *ist*
(Quelle: <<http://www.ids-mannheim.de/prag/AusVar/ist.jpg>>)

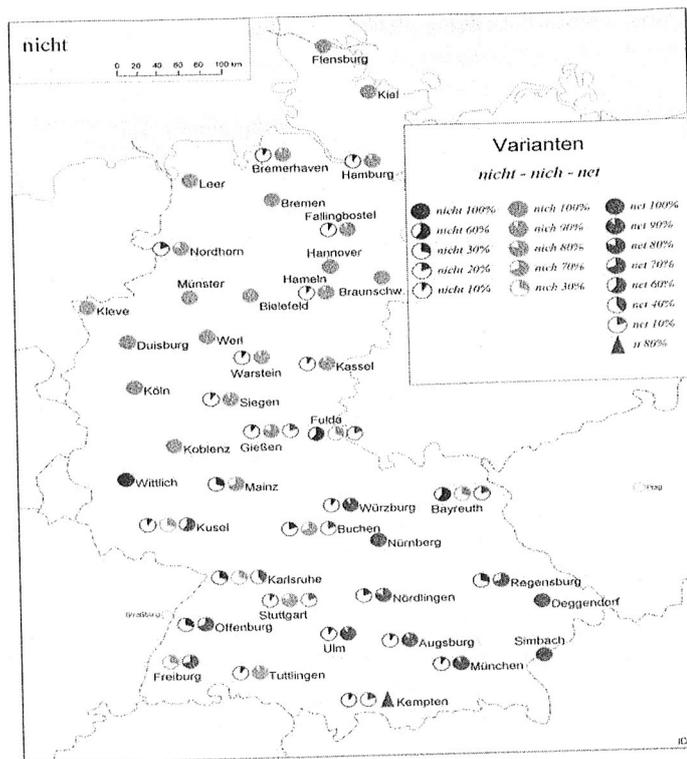


Abb. 2: Die regionalen Varianten von *nicht*
 (Quelle: <<http://www.ids-mannheim.de/prag/AusVar/nicht.jpg>>)

manchen Stellen jedoch auch eine mehr oder weniger überwiegende *t*-haltige standarddeutsche Form vorkommt.³ Genau dieses Bild wird in der empirischen Untersuchung von ANDROUTSOPOULOS und ZIEGLER (2003, 267) zur Chat-Kommunikation im Raum Mannheim (Kanal #mannheim) bestätigt: 52 Prozent der von ihnen untersuchten Personen verwendeten dialektale Formen – von denjenigen, die nicht zu den Dialektformen griffen, benutzten 30 Prozent die Form *nich*, und nur 18 Prozent die standarddeutsche Form *nicht*.

Wenn nun eine einfache Silbenkoda am Wortende universell präferiert wird, und *t*-Ausfall in verzweigender Koda im Deutschen seit langem belegt ist, nach Obstruenten, und vor allem nach Frikativen häufig vorkommt, wobei die genaue Artikulationsstelle des Frikativs anscheinend keine besondere Rolle spielt, und sogar ein *t* in diesem phonologischen Kontext eliminiert werden kann, das eine morphologische Funktion hat, dann stellt sich die Frage, warum die Tilgung eines *t*-Grammems gerade nach einem Velarfrikativ nicht möglich wäre. Untersucht man das gesprochene Deutsch, so wird einem klar, dass *t*-Tilgung nach Velarfrikativ nicht nur möglich, sondern vielfach auch tatsächlich belegt ist. In diesem Zusammenhang sei hier lediglich auf die phonetischen Untersuchungen von BERINGER (o. J.) verwiesen, die auf Grund einer einschlägigen Analyse des Verbmobil-Korpus zu dem eindeutigen Ergebnis geführt haben, dass die Tilgung des Flexionsgrammems *-t*, wenn auch in geringerer Frequenz, durchaus auch bei mehreren Verben vorkommt, deren Stamm auf einen Velarfrikativ auslautet (vgl. Tab. 1; zur Interpretation der Häufigkeitsunterschiede siehe Kap. 5 sowie BERINGER o. J.)

³ Dass es in der süddeutschen Variante der Negationspartikel zu keiner *t*-Tilgung kommt, kann sicherlich darauf zurückgeführt werden, dass das *t* in *net* das einzige Kodasegment der Silbe darstellt, sodass auf diese Weise keine Konsonantenhäufung wie bei *nicht* zustande kommt.

Tab. 1: *t*-Tilgung bei Verbformen der 3. Person Singular in spontaner Sprechsprache (Quelle: BERINGER o. J., 2)

Verbform	Vorkommenszahl
<i>braucht</i> (modal)	7
<i>brauch</i> (modal)	75
<i>auftaucht</i>	22
<i>auftauch</i>	5
<i>raucht</i>	15
<i>rauch</i>	12
<i>taucht</i>	18
<i>tauch</i>	18
<i>faucht</i>	3
<i>fauch</i>	0

Gegen eine analogistische Erklärung der *t*-Tilgung in der 3. Person Singular von *brauchen* scheint schließlich auch noch ein weiteres Argument zu sprechen. Sollte nämlich die *t*-Tilgung tatsächlich aus der Angleichung des Verbs an den Kernbestand der Modalverben resultieren, so dürfte wohl erwartet werden, dass bei der modalen Verwendung von *brauchen* in der 3. Person Singular nicht nur das Flexionsgrammem *-t* ausfällt, sondern – analog zu den restlichen Modalverben – auch das *zu* beim Infinitiv. Wäre diese Kookkurrenz von *t*-Tilgung und \emptyset -Infinitiv nachweisbar, so könnte dies unter Umständen tatsächlich als ein recht starkes Argument für die Plausibilität einer analogistischen Erklärung gewertet werden. Eine eindeutige Kookkurrenz der beiden Merkmale scheint aber nicht vorhanden zu sein. Selbst wenn die gegenwärtige Korpuslage diesbezüglich keine wirklich verlässlichen Aussagen erlaubt, so gibt es doch immerhin ernst zu nehmende Daten, die die Kookkurrenz zwischen *t*-Tilgung und \emptyset -Infinitiv und somit die analogistische Erklärung nicht bestätigen. In dem 648 Texte umfassenden Briefkorpus von ELSPASS (2005), in dem die geschriebene Alltagssprache von Amerikaauswanderern im 19. Jahrhundert dokumentiert wird, kommen beispielsweise *t*-lose Flexionsformen der 3. Person Singular von *brauchen* als Modalauxiliar ausschließlich mit *zu*-Infinitiv vor. Und auch GIRNTH (2000, 132–133) konnte im westmitteldeutschen Dialektgebiet nur zwei von insgesamt 29 Fällen beobachten, in denen *t*-Ausfall zusammen mit *zu*-Ausfall auftritt. Diese fehlende bzw. nur zum geringen Teil vorhandene Kookkurrenz dürfte wiederum als weiterer Hinweis darauf gedeutet werden, dass die beiden in Rede stehenden Wandelprozesse beim Modalverb *brauchen* unterschiedliche, miteinander nicht unbedingt zusammenhängende Wurzeln haben und dementsprechend dann auch nicht parallel zueinander vor sich gehen: Während es sich bei der *t*-Tilgung – im Sinne des oben Gesagten – eher um phonetische Erosion handeln dürfte (vgl. dazu auch Kap. 5), so scheint der \emptyset -Infinitiv tatsächlich das Resultat der morphosyntaktischen Angleichung des Verbs an den Kernbestand der Modalverben zu sein. Besonders deutlich wird die phonetische Motiviertheit der *t*-Tilgung beim Verb *brauchen* dann, wenn man BERINGERS (o. J.) Resultate zur Tilgungshäufigkeit in spontaner Sprechsprache mit der Tilgungshäufigkeit bei der Vorleseausssprache vergleicht (vgl. Tab. 2).

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass entgegen GIRNTHS und DIEWALDS Annahme *t*-Schwund in der 3. Person Singular-Form von *brauchen* kein einzelverbspezifisches, primär bzw. rein morphologisch gesteuertes, allein aus der Auxiliarisierung des Verbs erklärbares Analogiephänomen zu sein scheint. Die *t*-Tilgung lässt sich vielmehr in zahlreichen Fällen und phonologischen Distributionen, so auch nach dem velaren Spiranten, beobachten und sie kann – genauso wie auch die Tilgung des *e*-Grammems in der 1. Person Singular von *brauchen* – phonetisch-phonologisch erklärt werden.

Tab. 2: Häufigkeit der *t*-Tilgung in der 3. Person Singular von *brauchen* in spontaner Sprechsprache und in Vorleseausssprache (Quelle: BERINGER o. J., 3)

Aussprachevarianten nach Sprechstilen	Vorkommenszahl
Spontane Sprechsprache mit <i>t</i>	7
Spontane Sprechsprache ohne <i>t</i>	75
Vorleseausssprache mit <i>t</i>	32
Vorleseausssprache ohne <i>t</i>	13

4. Die areale Progression der *t*-Tilgung

Zur Bestätigung seiner Annahme von der morphologischen Bedingtheit des *t*-Ausfalls in *brauch(t)* als Modalverb nimmt GIRNTH die Ergebnisse empirischer Untersuchungen zum Westmitteldeutschen als Grundlage. Bei der Analyse der Daten des MRhSA, in denen *brauchen* allerdings nur in Vollverbfunktion abgefragt wurde, stellt er eine interessante areale Progression des *t*-Schwundes fest. Während im nordwestlichen Teil, also fast im gesamten Moselfränkischen und im rheinfränkisch-moselfränkischen Übergangsbereich ein weitgehender Abbau des finalen *t* in der Vollverbverwendung beobachtet werden kann, ist der *t*-Abbau im Rheinfränkischen zwar auch relativ weit verbreitet, trotzdem finden sich hier viele Belege für *t*-Erhalt, sogar Restitution, das heißt Rückfall der Entwicklung auf *t*-Erhalt in Datenserie 2 im Vergleich zum *t*-Schwund in Datenserie 1 (auf den vom Autor vorgeschlagenen Grund für diese Restitution kommen wir noch weiter unten zu sprechen zurück). GIRNTH stellt diesbezüglich fest:

Es kann davon ausgegangen werden, daß sich das Vollverb in dieser Hinsicht dem Modalverb angeglichen hat, so daß man vom Ausfall des Flexionsgrammems *-t* bei der Verwendung als Vollverb auch auf einen Ausfall dieser Endung bei der Verwendung als Modalverb schließen kann. (GIRNTH 2000, 123)

Um diese Annahme empirisch zu erhärten, führt GIRNTH ein eigenes Experiment im Rheinfränkischen durch, wo also der Grammatikalisierungsprozess auf Grund der Daten des MRhSA möglicherweise noch nicht abgeschlossen ist. Das Experiment umfasst eine Befragung von Informanten der ersten beiden Datenserien des MRhSA im Bereich des Rheinfränkischen, wo in den ersten beiden Experimentreihen weitestgehend *t*-Erhalt festgestellt werden konnte. Die Befragung – diesmal auch die modale Verwendungsweise von *brauchen* mit einbeziehend – fand in insgesamt 64 Ortspunkten statt. Die Informanten erhielten dabei drei Testsätze (Sätze a. und b., wie sie auch schon in den vorausgehenden beiden Datenserien vorkamen sowie den zu diesen neu hinzugefügten Testsatz c.) und mussten diese mit *brauchen* realisieren:

- (5) Testsätze in GIRNTHS Experiment
- a. *Der Schreiner benötigt Leim.*
 - b. *Der Maurer benötigt ein Seil.*
 - c. *Er muß uns nicht fragen.*

In seinem Experiment konnte GIRNTH einerseits in der Südpfalz für beide Verwendungsweisen von *brauchen* *t*-Erhalt, am nördlichen Rhein andererseits in mehr Fällen *t*-Ausfall in der Modalverb- als in der Vollverb-Verwendungsweise feststellen: 29 Belegen für den *t*-Ausfall beim Modalverb in (5c) stehen lediglich 20 Belege beim Vollverb in Satz (5a) gegenüber, im Falle des *t*-Erhalts beträgt dieses Verhältnis 35 : 44 (Modalverb : Vollverb). In diesen Ergebnissen sieht GIRNTH seine Annahme bestätigt, dass die Veränderung zunächst die Modalverbverwendung betrifft und dann vom Modalverb auf das Vollverb übertragen wird (vgl. GIRNTH 2000, 132).

Bei erster Betrachtung der Belege fällt sofort der relativ geringe Unterschied in der Anzahl zwischen den beiden Verwendungsweisen auf: Er betrifft nur 9 von den 64 Belegen, das heißt

14 Prozent der untersuchten Fälle, wie das auch die auf Grund von GIRNTHS Daten erstellte Tabelle 3 zeigt. Das kann sicherlich damit erklärt werden, dass der Formausgleich zwischen den beiden Verwendungsweisen von *brauchen* schon weit fortgeschritten ist.

Tab. 3: Ergebnisse des Experiments von GIRNTH

	Modalverb		Vollverb		Unterschied	
	Belege	%	Belege	%	Belege	%
<i>t</i> -Ausfall	29	45 %	20	31 %	9	14 %
<i>t</i> -Erhalt	35	55 %	44	69 %	9	14 %
Insgesamt	64	100 %	64	100 %	–	–

Bei einer etwas detaillierteren Auseinandersetzung mit dem Experiment kommen jedoch gewisse Bedenken auf. So ist vor allem zu fragen, wie viele Informanten pro Ortspunkt befragt wurden. GIRNTHS einschlägige Ausführungen enthalten jedenfalls keine diesbezüglichen Informationen. Wenn nur jeweils eine(r), dann stehen sicherlich relativ wenig Daten zur Verfügung – wenn dagegen mehr als jeweils eine(r), dann stellt sich die Frage, wie die Zahlenwerte errechnet wurden.

Ein anderes Problem mit GIRNTHS Experiment betrifft die phonologische Umgebung von *brauch(t)* in den Testsätzen wie in den realisierten Sätzen. Es ist nämlich zu erwarten, dass da, wo es um die Frage geht, ob phonologische Einheiten realisiert werden oder nicht, auch der Einfluss des phonologischen Kontextes nicht ausgeschlossen werden kann. Dass hier zumindest die unmittelbare Lautumgebung eine Rolle spielen dürfte, wird vom Autor selber eingeräumt. Er stellt bei der Auswertung der beiden Datenserien des MRhSA in einer Fußnote fest, dass die – oben bereits erwähnte – Restitution des *-t* in der Datenserie 2 im Südpfälzischen im Vergleich zu den Daten der Datenserie 1 nur vor Vokal, nicht aber vor dem Lateral stattfindet, wo „aufgrund des beiden Lauten gemeinsamen Artikulationsortes der Ausfall des *-t* begünstigt bzw. seine Restitution verzögert zu werden“ scheint (GIRNTH 2000, 128).⁴ Wie oben beschrieben, werden die beiden phonologischen Kontexte auch in der dritten Datenserie beibehalten. Die aufgenommenen Daten zeigen – worauf der Autor wiederum in einer Fußnote (vgl. Fn. 35 auf S. 132) hinweist – nur in fünf Ortspunkten Unterschiede: Bei drei wurde die Tendenz der zweiten Datenserie (also *t*-Ausfall vor *l* und *t*-Erhalt vor Vokal), bei den restlichen zwei dagegen die entgegengesetzte Tendenz (also *t*-Erhalt vor *l* und *t*-Ausfall vor Vokal) festgestellt. Schade, dass der Autor diesen Befund in keinerlei Weise kommentiert, ihm in seiner Auswertung im Haupttext keine Aufmerksamkeit schenkt. Das mag wohl damit zusammenhängen, dass er bei der Auswertung nur auf den Abfragekontext *Der Schreiner braucht Leim* Bezug nimmt, obwohl die Berücksichtigung der Schwankungsfälle (das heißt die Uneinheitlichkeit in der (Nicht)Realisierung des *-t* vor Vokal bzw. Konsonant) die Annahme von der Progression des *t*-Ausfalls weiter bestätigen würde (vgl. die Daten in Tab. 4). Darüber hinaus wäre es sicherlich aufschlussreich gewesen, auch die Frage zu untersuchen, ob ähnliche Schwankungen auch bei der Modalverb-Verwendung beobachtet werden können. Das hätte einen weiteren Testsatz nötig gemacht, in dem *braucht* in Modalverbfunktion vorkommt und darauf anstelle von *uns* ein mit *l* anlautendes Wort folgt, etwa: *Er muss Ludwig nicht fragen*.

⁴ Angemerkt sei an dieser Stelle, dass der Ausfall des *-t* vor *l* nicht nur durch die gemeinsame Artikulationsstelle begünstigt wird, sondern auch durch die ähnliche Artikulationsart: Hier sollte der Zungenkranz am Zahndamm begleitet durch einen gleichzeitigen Kontakt der Zungenränder mit den Backzähnen einen totalen Verschluss bilden, diesen dann lösen, worauf eine erneute Verschlussbildung mit demselben Organteil an derselben Artikulationsstelle jedoch ohne seitliche Kontaktbildung erfolgen sollte. Bei der Reduktion wird dann die Verschlusslösungsphase ausgespart.

Tab. 4: Ergebnisse des Experiments von GIRNTH unter Berücksichtigung der Schwankungsfälle

	Modalverb		Vollverb		Unterschied	
	Belege	%	Belege	%	Belege	%
<i>t</i> -Ausfall	29	45 %	18	28 %	11	17%
<i>t</i> -Erhalt	35	55 %	41	64 %	6	9%
Schwankungen	0	0 %	5	8 %		
Insgesamt	64	100 %	64	100 %	–	–

Eine nähere Betrachtung des Testmaterials ergibt, dass *t*-Ausfall bzw. -Erhalt nicht nur vom nachfolgenden Laut beeinflusst werden kann. Tilgung des finalen *t* in den Wörtern *nicht* und *ist* wird sicherlich durch einen weiteren phonologischen Faktor begünstigt: durch die Stelle des Akzents. Der Abbau der Form ist unter Akzentlosigkeit eher erwartbar als unter Akzent, wie das die Vielfalt der Realisierungsmöglichkeiten von Formwörtern wie *der* oder *die*, oder eben die *t*-lose Aussprache von *nicht* und *ist* zeigen. Das Testmaterial von GIRNTH enthält jedoch aus dem Gesprächskontext herausgegriffene Sätze und der Gesprächskontext kann Einflüsse auf die Satzprosodie haben. Ohne große Analysen durchgeführt zu haben, würden wir zum Beispiel auf dem Verb im Satz *Er brauch(t) uns nicht (zu) fragen* einen Fokusakzent erwarten, da infolge der Semantik des negativen Gebrauchs dieses Modalauxiliars die im fraglichen Satz enthaltene Aussage einen Kontrast zu einer Aussage in einem möglichen vorausgehenden Satz im Gespräch impliziert, etwa wie in (6).⁵

- (6) a. *Ich dachte, er muss euch fragen.*
 b. *Er BRAUCH(T) uns nicht (zu) fragen.*

Selbstverständlich halten wir die Möglichkeit der Nichtakzentuierung von *braucht* im fraglichen Testsatz ebenfalls nicht für ausgeschlossen, was damit erklärt werden kann, dass für diesen Satz möglicherweise auch Kontexte denkbar sind:

- (7) *Ich WEIß, dass er euch nicht (zu) fragen brauch(t).*

Was die Akzentverhältnisse bei *brauchen* als Vollverb betrifft, so gehen wir davon aus, dass diese Verbform im unmarkierten Fall unbetont bleibt: Akzent fällt hier auf das Objekt-nomen und eventuell auch das Subjekt-nomen:

- (8) a. *Der Schreiner braucht LEIM.*
 b. *Der SCHREIner braucht LEIM.*

Selbstverständlich wäre hier auch ein betontes Finitum denkbar, es wäre jedoch nur im Falle des so genannten Verum-Fokus (FÉRY 1993, 23–24), das heißt bei der Hervorhebung des Wahrheitswertes der im Satz enthaltenen Aussage, möglich, was sicherlich einen ziemlich markierten Fall darstellt:

- (9) a. *Der Schreiner braucht kein Leim.*
 b. *Der Schreiner BRAUCH(T) Leim.*

Alles in allem wäre es sicherlich nützlich gewesen, auch die Akzentverhältnisse durch die Angabe des jeweiligen Gesprächskontextes konstant zu halten, eventuell sogar mehrere Möglichkeiten durch mehrere Kontexte zu verlangen.

Die hier angeführten Kritikpunkte weisen darauf hin, dass eine etwas breiter angelegte Experimentplanung die Aussagekraft der Ergebnisse des Experimentes wesentlich erhöht hätte. Betrachtet

⁵ Akzent wird in den nachfolgenden Beispielen mit Großschreibung der akzentuierten Silbe gekennzeichnet.

man jedoch die Kritikpunkte, so sieht man, dass die meisten von ihnen eher in die Richtung zeigen, dass in *brauchen* als Modalauxiliar *t*-Schwund eher zu erwarten ist als in *brauchen* als Vollverb, was GIRNTHS Progression nur bestätigt. Angesichts der Konklusion des vorausgehenden Kapitels kann jedoch behauptet werden, dass *t*-Tilgung in der modalen Verwendungsweise von *brauchen* nicht unbedingt als morphologische Angleichung an das Paradigma der Modalverben abgeleitet werden kann. Im folgenden Kapitel soll dazu ein alternativer Lösungsvorschlag skizziert werden.

5. *t*-Tilgung als Ergebnis phonetischer Erosion

Bisher wurde nachgewiesen, dass die Tilgung des *t*-Grammems nach einem auf den velaren Frikativ auslautenden Verbstamm im Deutschen durchaus möglich ist. Das schwächt die Annahme GIRNTHS von der morphologischen Bedingtheit des *t*-Ausfalls in der Modalverb-Form ab und ermöglicht zugleich die Erklärung des *t*-Schwunds als Ergebnis phonetischer Erosion. Zwar konnten wir diesbezüglich – allein schon wegen der gegenwärtig bescheidenen Lage entsprechender spontansprechsprachlicher Korpora – keine systematische und repräsentative Datenerhebung durchführen, doch bereits die Ergebnisse einer einfachen einschlägigen Recherche im Deutschen Spracharchiv sowie im Internet (Google) haben gezeigt, dass hier die Morphologie nicht als der primäre oder der einzige steuernde Faktor betrachtet werden kann. Dafür sprechen jedenfalls die gefundenen Belege zur *t*-Tilgung a. in der Modalauxiliar-Verwendung (vgl. [10]), b. in der Vollverb-Verwendung (vgl. [11]), und c. (sogar in der Modalauxiliar-Verwendung) in der 2. Person Plural (vgl. [12]):

- (10) *t*-Schwund in der 3. Person Singular von *brauchen* als Modalauxiliar
- der ganze hintergrund brauch nicht genannt zu werden* (DSAv DS040)
 - und auf die Gurken kommt dann noch auch ein Brett oben drauf und ein kleiner Stein, die brauch man nicht so sehr fest drücken* (DSAv OS537)
 - da brauch man sich gar nicht so sehr drum kümmern* (DSAv OS563)
 - in der neuen Schule ist's so schön, da brauch man gar nicht darüber zu erzählen* (DSAv ZW0K3)
 - Ja jetzt hat man auch Heuwender, jetzt brauch man nicht alles mit der Hand zu machen* (DSAv ZWP77)
 - da brauch sie sich auch nicht plagen* (DSAv ZWK74)
 - Das brauch keine großartige Leiche sein* (DSAv ZWZ95)
 - im Sommer, wenn man da heimkommt, und brauch keine Kartoffeln abpflücken* (DSAv ZWZ97)
- (11) *t*-Schwund in der 3. Person Singular von *brauchen* als Vollverb
- dann brauch man nämlich doch ne ganze menge bürokraten* (DSAv DS065)
 - ein Weingarten brauch er nicht* (DSAv ZW163)
 - die haben so viel und der brauch nichts* (DSAv ZWG98)
 - der da brauch nicht so viel* (DSAv ZWG98)
 - will mal sage, was die Landwirtschaft speziell brauch, Leitern, Wage* (DSAv PF097)
- (12) *t*-Schwund in der 2. Person Plural von *brauchen*⁶
- Käserapper ihr brauch nicht anzufangen zu kempfen*
 - Ihr brauch kein MS Office!!!*
 - Ihr brauch nur folgende Utensilien*
 - Gibt es eigentlich alles was ihr brauch im Internet?*
 - HI ihr brauch mich ihr wollt mich ihr habt also keine andere Wahl*

⁶ Ergebnisse einer Google-Suche nach der Wortgruppe „ihr brauch“, durchgeführt am 13. Juni 2009. Bei einer angezeigten Trefferzahl von ungefähr 3.090.000 enthielten die ersten 50 Treffer insgesamt elf tatsächlich einschlägige Belege. In zehn Fällen davon handelt es sich um die Vollverbvariante, in einem Fall um die Verwendung als Modalauxiliar. Die unter (12) angeführten Belege sind lediglich herausgegriffene Beispielsätze.

In unserem Zusammenhang scheinen natürlich die zuletzt genannten Fälle am interessantesten zu sein, in denen das *t* – wohlgermerkt nicht nur in der gesprochenen Sprache, sondern auch schon in der informellen elektronischen Schriftlichkeit – auch in der 2. Person Plural getilgt wird. Mit GIRNTH könnte man für sie nur eine sehr komplizierte und weniger plausible Erklärung finden: *t*-Schwund in der 3. Person Singular-Form geht von *brauchen* als Modalverb aus, wo er als Ergebnis der morphologischen Paradigmatisierung erklärt werden kann. Diese Form wird dann per Analogie auf die Vollverbverwendung übertragen. Wiederum analog greift die *t*-lose Aussprache der 3. Person Singular-Form auf die formal sonst identische 2. Person Plural-Form des Vollverbs über, welche ebenfalls analogisch auf die entsprechende Form des Modalverbparadigmas von *brauchen* übertragen wird. Neben der auffälligen Komplexität des angenommenen Sprachwandelprozesses spricht gegen diese Annahme die Tatsache, dass *t*-Schwund im Modalverbparadigma in der 2. Person Plural ansonsten nicht belegt ist, im Modalverbparadigma also hier kein Nullmorphem erscheinen kann. Die Möglichkeit der *t*-Tilgung in der 2. Person Plural legt also nahe, dass die *t*-Tilgung primär nicht mit morphologischen Faktoren zusammenhängt.

Wenn wir uns die Frage stellen, wie dann dieses Phänomen erklärt werden kann, dann scheint es angebracht zu sein, von folgenden Überlegungen auszugehen:

- In der 3. Person Singular-Form von *brauchen* als Modalauxiliar kommt es sehr häufig zu einem *t*-Schwund – vgl. Tab. 1 sowie (10).⁷
- In der entsprechenden Form von *brauchen* als Vollverb kommt es ebenfalls häufig zu einem *t*-Schwund, obwohl eine einfache Suche etwas weniger Belege ausfindig machen konnte als für die Modalverbverwendung – vgl. (11).
- Der *t*-Schwund lässt sich sogar in der 2. Person Plural von *brauchen* beobachten, und zwar scheinbar unabhängig von der Verwendung des betreffenden Verbs als Modalauxiliar oder Vollverb – vgl. (12).
- *t*-Tilgung in der 3. Person Singular phonologisch ähnlicher Verben wie *auftauchen*, *rauchen*, *tauchen* lässt sich ebenfalls – wenn auch in deutlich geringerer Frequenz als bei *brauchen* – beobachten (vgl. Tab. 1),
- und dadurch steht die Verbform *brauch(t)* hinsichtlich ihres phonetischen Verhaltens den Wortformen *nich(t)* und *is(t)* näher als den phonologisch ähnlichen Verbformen *auftauchen*, *rauchen* und *tauchen*.

Es steht fest, dass für die Verbreitung des *t*-Schwunds in *nicht* und *ist* auf dem gesamten deutschen Sprachgebiet sicherlich das Zusammenspiel zweier Faktoren, der Vorkommenshäufigkeit sowie der allgemeinen Akzentlosigkeit, verantwortlich gemacht werden kann. Was häufig vorkommt und keinen Akzent erhält, ist mehr der phonetischen Erosion ausgesetzt. Was die Vorkommenshäufigkeit betrifft, so gehören die meisten auf „Ach“-Laut auslautenden Verben wie *lachen*, *kochen*, *lochen*, *vervielfachen* und *vereinfachen* – und genauso auch die von BERINGER (o. J.) untersuchten Verben *auftauchen*, *rauchen* und *tauchen* – nicht zu den frequentesten Verben des Deutschen, wohl weil sie semantisch relativ inhaltsreich sind. Das dürfte erklären, warum in ihnen im Normalfall trotz ihrer Akzentlosigkeit im unmarkierten Fall (heute noch?) häufig *t*-Erhalt beobachtet werden kann. Die hohe Vorkommenshäufigkeit von *brauchen* als Modalauxiliar im heutigen Deutsch dürfte demgegenüber außer Frage stehen und kann als einer der wesentlichsten, die *t*-Tilgung begünstigenden Faktoren betrachtet werden. Dass es auch als Vollverb häufig ohne *t* realisiert wird, lässt sich dann wie bei GIRNTH durch Angleichung an das Modalverbparadigma beschreiben.

⁷ Diese Behauptung scheinen weiters – trotz der geringen Belegzahl – auch die einschlägigen Daten der moca-Datenbank der Universität Freiburg zu bestätigen: Finales *t* wird im Berlinischen (Aufnahmen b01 und b04) in vier von insgesamt fünf Belegvorkommen getilgt, im Obersächsischen (Aufnahme dd01) in zwei von zwei Fällen, im Bairischen (Aufnahme mu08) in einem von zwei. (Ausgewertet wurden nur die zum Zeitpunkt der Recherche [13. Juni 2009] bereits alignierten Daten, unberücksichtigt blieben uneindeutige Fälle wie Abbrüche oder Dentalhäufungen des Typs *braucht der*).

Obwohl die hohe Gebrauchsfrequenz bei *brauchen* als Modalverb offensichtlich ist, stellt sich die Frage nach den Akzentverhältnissen in einem Satz mit diesem Modalauxiliar. Dass beim einschränkenden Gebrauch *brauchen* nicht akzentuiert wird, hängt mit *nur/bloß* als obligatorischem Begleiter dieses Verbs im Satz zusammen. *Nur* und *bloß* als restriktive Fokuspartikeln verlangen in ihrem Skopus ein Satzglied, das fokussiert werden muss und daher den Satzakzent trägt:

(13) *Er braucht nur/bloß zu FRAGEN.*

Wie verhält es sich jedoch mit *brauchen* im negativen Gebrauch? Wie weiter oben schon gesagt, gehen wir davon aus, dass dieses Modalverb im unmarkierten Fall wegen des implizierten Kontrastes akzentuiert vorkommt. Es stellt sich nun die Frage, wodurch der *t*-Ausfall hier dennoch begünstigt wird. Die Antwort auf diese Frage hängt unseres Erachtens mit der unmittelbaren phonologischen Umgebung des finiten Modalverbs zusammen. Wir gehen dabei nämlich davon aus, dass in der negativen Verwendungsweise auf *braucht* häufig unmittelbar die Negationspartikel *nicht* bzw. *kein(e)* folgt. In diesem Fall wird der *t*-Ausfall durch die so entstandene Häufung von drei aufeinander folgenden Konsonanten bzw. durch den nachfolgenden Konsonanten begünstigt,⁸ wie das in der Datenserie 2 des MRhSA beim nachfolgenden Lateral der Fall war. Die Schwierigkeit bei der Aussprache beim *t*-Erhalt besteht nämlich darin, dass Verschlussbildung mit dem Zungenkranz am Zahndamm zweimal nacheinander (beim zweiten begleitet durch die Senkung des Velums) durchgeführt werden sollte. Da der Verschluss bei Plosiven auch ohne hörbare Lösung bleiben kann (vgl. POMPINO-MARSCHALL 1999, 210), besteht die nächstliegende Möglichkeit zur Beseitigung dieser Artikulationskomplexität in der Eliminierung der koronal-alveolaren Verschlusslösung, was als *t*-Verlust wahrgenommen wird. Im Falle eines nachfolgenden *kein(e)* erweist sich auf der anderen Seite die unmittelbar nacheinander folgende Realisierung der beiden Plosive als Schwierigkeit, die dann unter Berücksichtigung der universellen Präferenzen durch die Eliminierung eines koronalen Plosivs beseitigt wird.⁹

6. Schlussfolgerungen

Durch die oben formulierten Gedanken wollten wir auf den in der bisherigen Forschungsdiskussion unseres Erachtens allzu sehr vernachlässigten phonetisch-phonologischen Aspekt in der morphologischen Paradigmatisierung von *brauchen* aufmerksam machen. Unser Ziel war zu zeigen, dass bei der Grammatikalisierung des Verbs durchaus auch mit einer phonetisch-phonologischen Komponente gerechnet werden muss, bzw. dass bei der morphologischen Paradigmatisierung des Verbs sogar diese Komponente die entscheidende Rolle spielen dürfte. Diese Behauptung steht übrigens auch mit verschiedenen Grammatikalisierungstheorien im Einklang, nach denen unter den Grammatikalisierungsparametern durchaus auch mit der phonetischen Reduktion bzw. dem Verlust an phonologischer Substanz zu rechnen ist (vgl. ABRAHAM 1991, 337; LEHMANN 1995). Auf

⁸ An dieser Stelle muss kritisch angemerkt werden, dass viele Untersuchungen zum *t*-Ausfall – bei *brauchen* (vgl. DIEWALD 1997, 116; GIRNTH 2000, 120, anders jedoch S. 128, 132) wie auch darüber hinaus (vgl. ANDROUTSOPOULOS / ZIEGLER 2003, 265; REICHMANN / WEGERA 1993, 97) – sich einseitig auf die Qualität der dem *t* vorangehenden Konsonanten konzentrieren, so als ob für den Erhalt oder den Ausfall des *t* von vornherein nur die Qualität des/der vorangehenden, nicht aber die des/der nachfolgenden Konsonanten ausschlaggebend sein könnte.

⁹ Mit unseren Befunden, nach denen also für die *t*-Tilgung in *braucht* neben der Akzentlosigkeit vor allem die Vorkommenshäufigkeit und die Aussprachekomplexität verantwortlich gemacht werden können, stehen unter anderem auch GOEMANS (1999, 199) Resultate im Einklang. Ihre komplexe Analyse zur *t*-Tilgung im Niederländischen hat ebenfalls zu dem Ergebnis geführt, dass die Wahrscheinlichkeit der *t*-Tilgung besonders durch die artikulatorische Komplexität des Konsonantenclusters sowie die Tokenfrequenz erhöht wird. Weitere einschlägige Forschungen zur *t*-Tilgung in verschiedenen Sprachen und Kontexten werden in GOEMAN (1999) und HERRGEN (2005, 285–290) eingehend referiert.

diesen Umstand muss selbst dann hingewiesen werden, wenn diese Reduktion bei *brauchen* zwar parallel zur Grammatikalisierung des Verbs vor sich geht, sich aber offensichtlich nicht (nur) als Grammatikalisierungsphänomen, sondern problemlos auch als ein davon gänzlich unabhängiger, phonologisch motivierter Wandel interpretieren, beschreiben und erklären lässt. Dass dieser phonologische Wandel allerdings gleichzeitig auch durch morphologische Faktoren, durch die morphologische Analogie zum Flexionsparadigma der Modalverben unterstützt werden dürfte, soll damit nicht geleugnet werden. Auf jeden Fall gilt es aber im Auge zu behalten, dass der *t*-Ausfall keineswegs ein auf das Verb *brauchen* beschränktes, einzelverbspezifisches Phänomen darstellt, sondern vielmehr ein seit vielen Jahrhunderten, in vielen Sprachen, bei vielen Wörtern und in vielen Lautdistributionen beobachtbares, universalphonologisch erklärbares Reduktionsphänomen darstellt, das gerade deswegen nicht als isoliertes, allein aus der Auxiliarisierung von *brauchen* resultierendes morphologisches Phänomen betrachtet werden sollte (vgl. auch HERRGEN 2005, 279).

LITERATUR

- ABRAHAM, WERNER (1991): The Grammaticalization of the German Modal Particles. In: TRAUGOTT, ELIZABETH CLOSS / BERND HEINE (eds.): Approaches to Grammaticalization. Vol. 2. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 331–380.
- ANDROUTSOPOULOS, JANNIS K. / EVELYN ZIEGLER (2003): Sprachvariation im Internet: Regionalismen in einer Chat-Gemeinschaft. In: ANDROUTSOPOULOS, JANNIS K. / EVELYN ZIEGLER (Hg.): „Standardfragen.“ Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt a. M. u. a.: Lang (Variolingu. Nonstandard – Standard – Substandard. 18), 251–279.
- ASKEDAL, JOHN OLE (1997): *brauchen* mit Infinitiv. Aspekte der Auxiliarisierung. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1997, 53–68.
- BERINGER, NICOLE (o. J.): The use of German „braucht“ in unscripted speech: morphological reduction or phonetically caused Elision? <<http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/summary?doi=10.1.1.23.1852>>, Stand: 25.09.2009.
- Deutsches Spracharchiv: <<http://dsav-wiss.ids-mannheim.de/>>, Stand: 25.09.2009.
- DIEWALD, GABRIELE (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in das Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Arbeitshefte. 36).
- EISENBERG, PETER (2004): Grundriß der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz. 2., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- ELSPASS, STEPHAN (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 263).
- ENGEL, ULRICH (1991): Deutsche Grammatik. 2. Aufl. Heidelberg: Groos.
- FÉRY, CAROLINE (1993): German Intonational Patterns. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten. 285).
- GELHAUS, HERMANN (1995): Die Wortarten. In: Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 5., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim u. a.: Dudenverlag (Duden. 4), 85–398.
- GIRNTH, HEIKO (2000): Untersuchungen zur Theorie der Grammatikalisierung am Beispiel des Westmitteldeutschen. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 223).
- GOEMAN, TON (1999): T-deletie in Nederlandse dialecten. Kwantitatieve analyse van structurelle, ruimtelijke en temporale variatie. The Hague: Holland Academic Graphics.
- HERRGEN, JOACHIM (2005): Sprachgeographie und Optimalitätstheorie. Am Beispiel der *t*-Tilgung in Auslaut-Clustern des Deutschen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik LXXII, 278–317.
- KOHLER, KLAUS (1995): Einführung in die Phonetik des Deutschen. 2. Aufl. Berlin: Schmidt.
- KÖNIG, WERNER / MANFRED RENN (2007): Kleiner Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben. Augsburg: Wißner-Verlag.

- LEHMANN, CHRISTIAN (1995): *Thoughts on Grammaticalization*. München/Newcastle: Lincom Europa.
- LENZ, BARBARA (1996): Wie brauchen ins deutsche Modalverb-System geriet und welche Rolle es darin spielt. In: *Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur* 118.3, 393–422.
- MEINHOLD, GOTTFRIED (1973): *Deutsche Standardausssprache. Lautschwächungen und Formstufen*. Jena: Friedrich-Schiller-Universität (Wissenschaftliche Beiträge der Friedrich-Schiller-Universität Jena).
- PAUL, HERMANN (2007): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 25. Aufl. Neu bearb. von THOMAS KLEIN, HANS-JOACHIM SOLMS und KLAUS-PETER WEGERA. Mit einer Syntax von INGEBORG SCHRÖBLER, neubearb. u. erw. von HEINZ-PETER PRELL. Tübingen: Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe. Nr. 2).
- POMPINO-MARSCHALL, BERND (1999): *Einführung in die Phonetik*. Berlin/New York: de Gruyter.
- REICHMANN, OSKAR / KLAUS-PETER WEGERA (Hg.) (1993): *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Tübingen: Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe. Nr. 12).
- RENN, MANFRED / WERNER KÖNIG (2006): *Kleiner Bayerischer Sprachatlas*. 2., korr. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- VENNEMANN, THEO (1988): *Preference Laws for Syllable Structure and the Explanation of Sound Change with Special Reference to German, Germanic, Italian, and Latin*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.
- WEINRICH, HARALD (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Unter Mitarbeit von MARIA THURMAIR, EVA BREINDL und EVA-MARIA WILLKOP. Mannheim u. a.: Dudenverlag.
- ZIFONUN, GISELA / LUDGER HOFFMANN / BRUNO STRECKER u. a. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Band 2. Berlin/New York: de Gruyter.